Aus dem Reich der Frau.

Modernes Lachen und Photographieren.

Die Perlenreihe weißer Zähne, die uns von manchem Reklamebild entgegenleuchtet, empfiehlt uns das betreffende Zahnputzmittel eindringlicher, als es noch so schöne Worte vermöchten, und ein Weihnachtsstrumpf, den ein schönes Bein ausfüllt, lädt in der Betrachterin sofort den Wunsch aufkommen, ihren Gehwerkzeugen eine ebenso verführerische Hülle zu geben. Nur allzu oft aber sieht die Damenwelt, die sonst in allen Reklamebildern so reich gesegnet ist, durch ein verführerisches Mittelchen manch den Blick auf sich. Solche Ausnutzung der Frauenschönheit für industrielle Zwecke hat ein ganzes Heer von Photographen und Reklamezeichnern auf den Plan gerufen, die hoch bezahlt werden; sie brauchen wieder für ihre Arbeit geeignete Modelle, und so ist denn ein gutes Reklamemodell eine sehr begehrte Persönlichkeit, die gut verdient. Was in England man einem solchen Modell verlangt wird, erzählt eine junge Dame, die sich auf diese Weise ihr Brot verdient und, da der Geschmack ja im Grunde genommen überall derselbe ist, so heißt sie damit die Grundforderung auf, die für jedes Reklamemodell gelten. „Die Mädchen, nach denen die größte Nachfrage herrscht," erzählt sie, „sind die sog. „süßen Gesichter", die dem allgemeinen Geschmack entsprechen. Die Schöne, die auf dem Titel eines Magazins oder auf einem Plakat erscheint, soll ja möglichst dem Ideal entsprechen, das sich jeder Mann von seiner Geliebten oder seiner Frau macht, ebenso wie die alte Dame, die für ein neues Waschmittel werben soll, das Idealbild der Mutter verkörpert, und das Baby auf dem Plakat für Kindermehl den „kleinen Sonnenschein" darstellt, den sich jedes junge Ehepaar ins Haus wünscht. Als Modelle junger Mädchen werden Blondinen bevorzugt, und wenn sie lockiges Haar haben, so ist es noch besser. Vor allem aber muß man auf den ersten Blick gefallen. Züge, die einen geheimnisvollen Reiz haben und durch Unregelmäßigkeiten anziehen, deren Zauber sich also erst bei näherer Betrachtung erschließt, sind ungeeignet. Damen mit dunklem Haar und Mandelaugen, deren Gesicht irgendwie ein Rätsel aufgibt, kommen also nicht in Betracht. Beine sind von größter Wichtigkeit, und zwar die langen schlanken, die so anmutig unter dem Rock hervorschauen, die elegant von einer Gartenmauer herunterschlenkern und jedenfalls den Seidenstrumpf in seiner ganzen Schönheit offenbaren. „Perlenzähne" sind für bestimmte Reklamezwecke unerläßlich. Vor allem aber wird das „gewinnende Lachen" gefordert, dieser freundliche und beglückende Schimmer des Gesichts, dieser fröhliche Ausdruck, der ansteckend wirkt und jedem das Herz warm macht. Ein gutes Modell muß die Begabung haben, ein solches Lachen oder Lächeln unbegrenzte Zeit festzuhalten. Das ist die schwierigste Aufgabe, die uns gestellt ist. Jedermann weiß, wie lästig es einem schon wird, wenn man beim Photographen auf Kommando auch nur ein paar Sekunden lachen soll, und nun stelle man sich ein Modell vor, das eine ganze halbe Stunde lang dies Lächeln bewahren muß. Nach 10 Minuten hat man die Empfindung, als wenn einem das Lachen „eingefroren" wäre; man glaubt, daß ein starres Grinsen an seine Stelle getreten ist. Manche mitfühlenden Künstler stellen vor dem Modell einen Spiegel auf, damit es gelegentlich hineinblicken kann, um seine Züge stets wieder in die „Lachfalten" zu legen, aber dieses beständige Beobachten kann auch das Lachen unnatürlich machen. Besser ist es, wenn der Zeichner während der Sitzung so viel Humor entwickelt, um allerlei Geschichten zu erzählen. Dann bleibt das Lachen natürlich, nur muß man sich dann hüten, es ein, zwei Stunden festhalten zu wollen. Das gefundene, blitzendes Lachen ist ebenfalls unbrauchbar, denn die abgerundeten, lieblichen Schönheiten dieser Art bei der Durchschnittsbevölkerung nicht brauchen."

Bubikopfs letzte Wandlung.

„Mag auch die Damen der übrigen Welt dies und jenes wagen — die elegante Pariserin bleibt dem Bubikopf treu." Mit diesen Worten leitete einer der führenden Haarkünstler von Paris, René Mauduit, seine Kundgebung über die neueste Wandlung des Bubikopfes ein. „Viele Engländerinnen und Amerikanerinnen, die zu uns kommen, lassen sich ihr Haar wachsen, aber schon nach wenigen Wochen sehen sie ein, daß sie damit keine moderne Frisur erlangen können und fügen sich unseren Wünschen. Der Herrenschnitt gehört zwar der Vergangenheit an, aber der Bubikopf behauptet seine Herrschaft. Das Haar sollte niemals länger sein als 20 Zentimeter. Ich kann mit solchem Haar jeder Dame die Frisur herstellen, die sie sich ersehnt, mag sie nun nach der Haartracht einer griechischen Göttin oder nach der einer Prinzessin vom Hofe Ludwigs XV. verlangen. Haar von solcher Länge läßt sich immer in eine Form bringen, die zum Gesicht paßt und die Persönlichkeit unterstreicht. Die Anregungen für die neuesten Bubikopfcoiffüren werden vielfach aus der Vergangenheit genommen, von den Frisuren altgriechischer Frauen oder römischer Kaiserinnen oder der Damen des Mittelalters. Welliges und lockiges Haar ist die große Mode, denn es ist ja so überaus kleidsam, und nur Frauen, deren krauses und glattes Haar ihrem Wesen am besten entspricht, bilden eine Ausnahme. Dunkles Haar ist sehr modern in allen Tönen von Dunkelbraun bis Schwarz, keine Dame, die modern sein will, wird sich noch ihr Haar blond färben.

Die Dame auf dem Rade.

Die Zeiten, in denen man bei einer körperlichen Betätigung fragte, ob sie fein oder unfein sei, sind zwar vorbei, aber aus der alten Zeit leuchtet ab und zu ein Strahl jener vortrefflichen Bedenken zu uns herüber. Namentlich wenn es sich um die sportliche Betätigung der Dame handelt, taucht die Frage, ob fein oder unfein, auf, und viele sportfreudige Damen haben auf die Erfüllung ihres Wunsches aus vortrefflichen Anschauungen heraus verzichtet.

In früheren Jahren galt der Sport nicht für fein. Er war in den Augen der Philister eine Kraftmeierei übermütiger junger Leute, und mit Entrüstung ist der Gedanke an eine sportliche Betätigung der Frau zurückgewiesen worden. Als die Damenwelt trotzdem an sportlicher Betätigung Gefallen fand, appellierte man an die weibliche Eitelkeit. Man erklärte das Radeln für unfein. Viele Damen entsagten dem Gedanken, sich auf dem Rade die Welt anzusehen, aber die Neuzeit hat mit dem Streit über Feinheit und Unfeinheit im Sport aufgeräumt, um die Frauen der Leibesübung teilhaftig werden zu lassen.

Die Radlerin besteigt ihre Maschine in den wenigsten Fällen in der Absicht, sich sportlich zu betätigen. Sie will auf dem Rade die Freiheit genießen, die Welt sehen, Luft schöpfen und ihre durch Hausarbeit oder gewerbliche Tätigkeit steif gewordenen Glieder bewegen. Dieser Wunsch der Frauenwelt hat die erste Bresche in das Vorurteil über Feinheit und Unfeinheit des Radelns geschlagen, und wenn es begeisterte Anhänger des Radelns gibt, so sind es die Damen. Was wußten die jungen Mädchen und Frauen früher von ihrer Heimat? Sie machten in überfüllten Zügen langweilige Ausflüge, waren wie frei, durften sich mit Rücksicht auf die bösen Zungen der lieben Nachbarn nicht körperlich betätigen und ihr Horizont blieb ebensoeng wie das Korsett, das ihnen die gute Figur machen mußte. Das Leben der Mädchen und Frauen war aus gesellschaftlichen Rücksichten zusammengesetzt, und es ist kein Wunder, daß der Sieg der Frau über die Vorurteile der Vorkriegszeit etwas überschwenglich gefeiert und die Grenzen des Extremen berührt wurden.

Beim Radfahren kam zur körperlichen Betätigung die Möglichkeit, Gesellschaft zu pflegen und in dieser fröhlichen Gesellschaft Streifzüge durch die schönsten Gegenden unseres an Schönheiten so reichen deutschen Vaterlandes zu unternehmen. Der Sinn für die Schönheit der Natur, für die Liebe zum Vaterland wurden gehoben und das Gefühl für die Freiheit wurde erweckt. Auf diese Herrlichkeiten hatte die Frau von dazumal verzichten müssen, weil das Radfahren nicht „fein" war. Auch heute stellen die Philister Betrachtungen über Feinheit und Unfeinheit des Radfahrens an. Sie schildern die Radlerin als eine schwitzende Person, mit aufgelösten Haaren und verbissenem Gesichtsausdruck, um die Frau vom Radeln fernzuhalten, aber das Heer der Frauen, die auf ihren Wanderfahrten Land und Leute kennengelernt und in der Praxis alles widerlegt haben, was über das Radeln der Frau von Medizinern geschrieben worden ist, wächst von Tag zu Tag. Die Frau kümmert sich nicht um die Frage von der Feinheit und Unfeinheit des Radfahrens, sondern tummelt ihr Rad mit Wohlgefallen durch Gottes freie Natur.

Die Frau als Hundezüchter.

Die neueste Hundeausstellung in London zeigt fast 3000 Rassehunde, die die Höchstleistung der modernen englischen Züchtung darstellen. Solche Hunde stellen sehr bedeutende Werte dar; manche von ihnen kosten Zehntausende, sehr viele Tausende von Mark. Aus den Listen der Aussteller ergibt sich, daß die Frauen in der Ueberzahl sind, und es hat sich gezeigt, daß sie im Hundezüchten erfolgreicher sind als die Männer. Das ganze einträgliche Geschäft der Hundezucht geht immer mehr in weibliche Hände über. „Wir Frauen haben wohl mehr Geduld mit den Hunden und sind zäher in der Verfolgung unserer Ziele," sagte eine bekannte Züchterin. „Es mag auch sein, daß wir tiefer in das Wesen der Tiere eindringen, daß wir uns mehr mit ihnen beschäftigen und dadurch den Hunden einen größeren Stolz einflößen. Jedenfalls trägt die leidenschaftliche Hingabe, mit der wir Frauen die Hundezucht betreiben, viel zu unseren günstigen Ergebnissen bei."

Die Pelzkönigin.

In diesen Tagen kommt eine Frau aus Amerika nach Europa, die einen die gesamte Damenwelt besonders interessierenden Beruf erwählt hat. Sie wird in ihrer Heimat die „Pelzkönigin" genannt. Lady Emily Walker hatte vor einigen Jahren den guten Einfall, in der Nähe der Stadt Victoria auf der Vancouver-Insel eine große Farm zu gründen, in der die kostbaren Pelztiere, besonders Blaufüchse, Chinchillas und Weißfüchse von Neufeeland gezüchtet werden sollten. Ihr Unternehmen hatte einen ausgezeichneten Erfolg. Die von ihr gelieferten Pelze erfreuen sich einer besonderen Wertschätzung in der Newyorker Damenwelt.

Das Gong.

Von Kurt Martens.

Der alte Freiherr von Goesch hatte die Verlobungsanzeigen noch eigenhändig versandt. „Nun weiß ich dich geborgen", sagte er zu Ifi und setzte dem Tode seinen Widerstand mehr entgegen. Im Erbbegräbnis von Goeschendorf wurde er von ihr bestattet.

Als Adoptivtochter und einzige Erbin nahm Ifi Goesch mit ihrer Gesellschafterin im Schlosse Aufenthalt. Axel kam von seinem Nachbargut häufig herüber, die Trauer mit ihr zu teilen und sie bei der Regelung des Nachlasses zu beraten. Die Hochzeit war auf den Herbst festgesetzt, der Urlaub vom Auswärtigen Amt für diese Zeit bereits bewilligt. Im Laufe des Sommers aber gewann der Bräutigam zu seinem Betreuenden den Eindruck, als suche Ifi unter allerhand Vorwänden den Termin hinauszuschieben. Ohne daß ihre hingebende, fast demutvolle Zärtlichkeit gegen ihn nachließ, schien sie von dem Gedanken an dauernde Vereinigung irgendwie beunruhigt. Bat er sie voll zarter Rücksicht, ihm doch Vertrauen zu schenken und sich über ihre etwaigen Bedenken offen auszusprechen, so veränderte sich ihre Miene zu dem, was er scherzhaft „die Maske asiatischer Undurchdringlichkeit" nannte: die feinen, weichen Züge strafften sich, die dünnen Lippen über dem runden Kinn wurden zu einem scharfen, blutroten Strich, die langbewimperten schwarzen Schlitzäugelein starrten glanzlos über ihn hinweg. Wie sonst, außer solch dringlichen Fragen gegenüber, traten die Merkmale ihrer chinesischen Abkunft bedrohlich deutlich hervor.

Im frühesten Kindesalter, an das sie kaum mehr Erinnerung bewahrte, als Waise eines verarmten Mandarinen war Ifi vom Baron Goesch, dem deutschen Konsul zu Kanton, aufgenommen, im christlichen Glauben, nach deutscher Sitte erzogen und schließlich ganz junge Dame der preußischen Aristokratie geworden. Aus dem Hause ihrer Adoptiveltern sollte sie nun, wie selbstverständlich, in das eines standesgemäßen Gatten übergehen. Mit ihrer liebenswürdigen, anschmiegsamen, nur etwas schüchternen Gemütsart hatte sie Axels Werbung, ohne sich zu besinnen, erfreut entgegengenommen und ihm über ihre Zuneigung keinen Zweifel gelassen. Daß sie ursprünglich Chinesin war, erkannte zwar jeder auf den ersten Blick; Fremde mochten wohl zuweilen neugierig den Kopf nach ihr, neue Bekanntschaften sprachen sie sogleich darauf an; die Gesellschaft aber nahm an dem Rassenunterschied nicht den geringsten Anstoß, da sie ja mit einem alten, vornehmen deutschen Namen ausgezeichnet worden war.

Das freiherrliche Ehepaar hatte in bester Absicht alles getan, um auch Ifi selbst sich nur noch als Deutsche fühlen zu lassen. Kurz nach der Adoption war der Konsul in die Heimat zurückberufen worden, und man hing die Fürsorge soweit, daß in Gegenwart seiner Tochter von China nie mehr die Rede war, die Lehrerinnen entsprechende Anweisung erhielten, beim Unterricht Asien ganz oberflächlich behandelt werden mußte und der gleiche subtile Takt von der jeweiligen Umgebung erwartet wurde. Gelegentliche Fragen des jungen Mädchens in dieser Richtung fanden taube Ohren. In ihrem mutterhaften Gehorsam lernte sie bald, darauf zu verzichten.

Eines Tages saßen sie und Axel im Arbeitszimmer des alten Herrn am Schreibtisch sich gegenüber, stumm rechnend, mit Ernteberichten und Nachlaßverträgen beschäftigt. Im Salon nebenan, wo ein Diener unter Aufsicht der Gesellschafterin den Tee abstaubte, klirrten leise die Tassen; eine verirrte Biene zog summend vorüber, draußen rauschte gelinder Landregen nieder.

„Da — schon wieder!" rief Ifi plötzlich. „Hast du es nicht gehört?" Die matte Elfenbeinfarbe ihres Gesichtes veränderte sich ins Fahle, ihre kleinen Hände hatten sich vor Schrecken geschlossen. „Was ist dir, Liebste?" fragte Axel besorgt. „Nichts habe ich gehört."

„Ein dumpfes Dröhnen, dicht über uns . . . jetzt ganz deutlich . . . schon das dritte Mal!" — „Du irrst dich wohl. Die Räume im zweiten Stock sind doch noch abgeschlossen."

„Gewiß, und eben deshalb fuhr mir der Schlag so in die Glieder." — „Ich will mit den Schlüsseln hinaufgehen, wenn es dich beruhigt." — „Nein, laß! Ich glaube selbst nicht, daß du jemand finden würdest." — „Was ist das für ein Zimmer über uns?" Sie wußte es nicht. Man hatte die letzten Jahre, seit dem Tode der Baronin, meist in Berlin oder auf Reisen zugebracht und nur ein paar Mal während der Jagden das Schloß besogen; dann waren im zweiten Stock die Gäste einquartiert worden. —

Kaum hatte Axel den Heimweg angetreten, ließ sich Ifi die Schlüssel geben und suchte allein jenes Zimmer auf.

Die Gesellschafterin, eine alte, etwas indolente Offizierswitwe, die auf ihren Schützling keinerlei Einfluß besaß, kümmerte sich nicht um Ifis häusliche Gänge und Besorgungen. Erst als diese nicht zum Abendessen erschien, rief sie nach ihr und fragte vergebens bei der Dienerschaft herum.

Schon entstand eine gelinde Panik; Befürchtungen stiegen auf, es könne der Baronesse etwas zugestoßen sein. Eben war man im Begriff, die Gastzimmer, die man alle verschlossen fand, gewaltsam zu öffnen, da trat sie unvermutet aus dem letzten, am Ende des Ganges gelegenen, schloß es hinter sich ab und folgte, ohne eine Erklärung abzugeben, der Gesellschafterin in den Speisesaal.

Einsilbig, in Gedanken verloren, zeitweise verstörten Blickes, nahm sie nur wenig zu sich, ging bald zur Ruhe und zeigte auch weiterhin ein völlig verändertes Wesen. An der Haus- und Gutswirtschaft schien sie alles Interesse verloren zu haben und brachte die längste Zeit des Tages untätig, einsam im Parke zu.

Ihrem Verlobten trat sie bei dessen nächstem Besuch unsicher und befangen entgegen. Zitternd schmiegte sie sich in seinen Arm, riß sich aber gleich wieder los, während ihre Augen sich mit Tränen füllten.

Bestürzt drängte Axel sie, sich auszusprechen. Er erhielt schließlich nur den rätselhaften Bescheid, daß ihr Zweifel gekommen wären, ob sie zu ihm passe, ob ihre Ehe glücklich werden könne, ob sie nicht am besten täte, dahin zurückzukehren, woher sie gekommen, zu ihrem Volk, in ihre eigentliche Heimat. Auf seinen Einwand, daß sie von dieser Heimat aus ihrer versunkenen Kindheit her doch gar nichts wisse und sie gern eingetauscht habe gegen ihre deutsche, erwiderte sie:

„Wenn ihr Blut auch beimischt ist, so muß es doch immer schon in mir gelegen haben. Nur aber ist ein Ruf an mich ergangen, der mich zurückverlangt, der drohende, dröhnende Ton, der mich neulich aufgeschreckt hat und immer noch in mir nachklingt. Dunkel sehe ich mich seitdem in der Ahnenhalle unseres Hauses auf den Knieen liegen und höre die Stimme meines leiblichen Vaters, wie sie ruft: Pe-lien-tiao, bete zu der unendlichen Reihe derer, denen wir das Leben verdanken, bewahre ihnen die Treue, indem du ihre Sitte und Gebote und ihren Glauben in Ehren hältst! Nichts weiß ich mehr von ihrer Sitte und ihrem Glauben. Jetzt, wo ich mich aus freiem Willen unwiderruflich von ihnen trenne und dir mich überliefern möchte, steigen diese Ahnen plötzlich vor mir auf und melden sich mit gespenstischer Mahnung. Ich fürchte mich, Axel. Wenn ich dir folgte, würden sie mich in deinem Hause, deiner Welt immer furchtbarer bedrängen."

Er vermutete gleich, daß noch ein stärkerer Einfluß als der vermutliche Ton sie so erschüttert haben mußte. Sie gestand ihm dann auch nach einigem Widerstreben ihren Besuch in dem verschlossenen Raum des zweiten Stockwerks. Eine Ueberraschung ohnegleichen, das aufwühlendste Erlebnis war es für sie gewesen, als sie ihn zum ersten Mal betrat.

Sie nahm Axel bei der Hand und führte ihn hinauf. Ein seltsam phantastischer Eindruck ging in der Tat von dem Zimmer aus. Er selbst stand einen Augenblick überwältigt von dem eindringlichen Zeugnis eines uralten, streng in sich abgeschlossenen Rassengeistes.

Hier hatte der Freiherr von Goesch seine chinesische Sammlung aufgestellt. Den Blicken seiner Tochter aber entzog er sie Zeit seines Lebens, damit sie dieser Welt zu ihrem eigenen Besten entfremdet bliebe.

Wie im Innern einer kreisförmigen Pagode befand man sich. Im Hintergrund thronte auf mächtigem Sockel ein bronzener Buddha, zu seinen Füßen tönerne Götzen und Dämonen, fett, fratzenhaft, mit flatterndem Haar. Auf dem Mitteltisch, von dem eine rote, mit goldenen Drachen bestickte Altardecke niederhing, standen reichziselierte, bauchige Opfergefäße, Leuchter mit Cloisonné, Räuchergefäße aus Zinn in den bizarrsten Formen, ein flacher Nashorn-Becher, ein kostbares Szepter aus Nephrit. Auf Sesseln und Gestellen gab es abenteuerliche Figuren aller Art: den Weisen Lao-tze auf einem Büffel reitend, einen Priester aus Baumwurzel geschnitzt, eine Nonne aus Speckstein, Teufelsmasken und Raubtierschädel. Von der Decke herab aber hing an seidener Schnur ein dunkles, mattgleißendes Gong.

„Verstehe doch, dies alles sah und erlebte ich schon einmal!" flüsterte Ifi bedrängt. „Wie wacht es plötzlich in mir auf und greift nach mir! Und dieses Gong hier war es, das erdröhnte, wie von unsichtbarer Faust berührt."

„Ja, deine Heimat, deine Eltern, deine Ahnen", sagte Axel. „So waren sie einmal lebendig, wenn auch nicht in dir. In deiner Kindheit ist das doch nur schattenhaft vorübergeglitten und heucht dich nur noch einmal aus der Ferne spukhaft an, aber nur wie ein Gespenst, das sich leicht bannen und auf nimmerwiedersehen vertreiben läßt."

„Dorthin gehöre ich", wandte sie ein und deutete zaghaft auf das Kunterbunt der alten Chinoiserien. „Ich weiß nicht, wie mir geschieht, aber ein unwiderstehlicher Zauber geht davon aus — wenn es auch ein böser Zauber sein mag — und läßt mich nicht mehr los."

„Weißt du, warum, meine arme Ifi? Nur weil du verkehrterweise künstlich davor bewahrt wurdest! Aus deinem Herzen wurden jene frühesten Erinnerungen leider so unnachsichtig verdrängt, daß sie, weil sie doch nicht völlig untergehen konnten, ganz in der Tiefe Wurzel schlugen. Nur was wir nicht kennen und durchschauen, überwältigt uns als Zauber. — Da stehen sie nun herum, die Zeugen einer wundervollen Kultur, aber doch nur wie in einem Museum. Das deutsche Mädchen Ifi von Goesch hat nichts mehr mit ihnen zu schaffen. Tritt heran! Ich will sie dir alle verdeutlichen und erklären, all die Götzen und Dämonen, ihre Priester und Gebetmaschinen. Wenn du erst weißt, was es für eine Bewandtnis mit ihnen hat, werden sie jede Gewalt über dich verlieren." — —

Die alte, brave Gesellschafterin staunte sehr, daß in den nächsten Tagen von nichts anderem mehr als von China und den Chinesen die Rede war. In der Bibliothek wälzte das junge Paar dicke, gelehrte Bände und schleppte dazu wunderliche Gefäße, fratzenhafte Figuren, Tuschezeichnungen und farbige Holzschnitte herbei.

Wie eine eifrige, gutgelaunte Schülerin schwatzte und fragte Ifi durcheinander.

Dann war auf einmal die ganze Sammlung in alle Winde verstreut. Nur das Gong blieb zurück. Es wurde in der Halle an einem Pfosten aufgehängt und erhielt die profane Bestimmung, die Gäste des Schlosses zu den Mahlzeiten zu rufen.

SLUB
Wir führen Wissen.